



Isabel Schindele und Imane Mourid Kettani: Interviews – Weiblicher Migration eine Stimme geben Vorgetragen von Isabelle Bertges

**Arbeitskreis
Frauengesundheit**
in Medizin,
Psychotherapie und
Gesellschaft e.V.

unabhängig - überparteilich

Vom libyschen Waisenhaus nach Deutschland – Sara erzählt ihre Geschichte

Nana flüstert mir ins Ohr: „Dein Vater ist da.“ „Mein Vater?“, frage ich. „Ich habe keinen Vater.“ „Er ist hier, um dich zu abzuholen.“ Verwirrt stehe ich auf und folge meiner Betreuerin zur Tür. Dort steht ein Mann, groß und breit gebaut, seine Haut schwarz wie die meine...

Ich heiße Sara, bin 18 Jahre alt und lebe seit eineinhalb Jahren in Deutschland. Mit 12 habe ich meine Heimat Libyen verlassen. Groß geworden bin ich in einem Kinderheim, am Rande der Stadt Tripolis. Man hat mir erzählt, dass ich hier als Baby abgegeben wurde. Im Heim waren wir etwa 40 oder 50 Kinder – wir haben gelebt wie eine große Familie. Klar, manchmal haben wir gestritten, aber das ist normal. Die Betreuerinnen waren gut zu uns. Sie versorgten uns mit Essen. Manchmal schlugen sie auch zu.

Ich habe in Libyen eine Schule besucht, schreiben, lesen und rechnen gelernt – sieben Jahre lang. Die Schule lag etwas von unserem Haus entfernt und ich musste mit dem Bus fahren – schwierig. Meine Hautfarbe ist schwarz. Die anderen Mädchen aus Libyen haben eine hellere Haut. Man erzählte mir immer, dass meine Eltern Wanderarbeiter aus Somalia sind und ich darum anders aussehe. Männer haben mich auf meinem Schulweg häufig verfolgt und schrien mir schlimme Namen hinterher. Mehrmals hat mir einer an meinen Hintern und zwischen die Beine gefasst. Ich wollte das nicht. Im Heim erzählten die anderen Mädchen schreckliche Geschichten. Einer wurde sogar ihre Jungfräulichkeit genommen. Er sagte zu ihr: „Du bist schwarz, du bist eh nichts wert.“ Meine Hautfarbe hat mein Schicksal bestimmt und ich fragte immer: „Allah, warum hast Du mich nur schwarz gemacht?“

Ich schaue den Mann in der Tür fragend an: „Wer ist das?“ Nana sagt: „Dein Vater. Er will gemeinsam mit dir nach Europa.“ „Nach Europa?“ frage ich. Ich kenne Ägypten, kenne Tunesien, aber Europa? Das Wort höre ich zum ersten Mal. Ich will nicht mitgehen, aber man lässt mir keine Wahl.

Wir gehen zu einem Holzboot, wo schon viele Leute sitzen – fast nur Männer. Die Fahrt dauert zwei Tage. Das Schiff wackelt, um uns herum nur Wasser. Kaum einer von uns kann schwimmen. Ich habe schreckliche Angst zu sterben; die anderen auf dem Boot glaube ich auch. Wir haben nur uns. Uns und Allah. Immer wenn der Wellengang heftiger wird, bete ich: „Bitte Allah, mach, dass ich nicht sterbe und bald in diesem Europa ankomme.“



Landung auf einer italienischen Insel – vielleicht Lampedusa. Viele Menschen aus Afrika sind bereits dort. Wir werden in ein riesiges Zeltlager gebracht. Ich bin erschöpft, habe Hunger, Durst, möchte mich ausruhen. Im Camp stinkt es. Jeden Tag gibt es Nudeln. Nudeln, Nudeln, Nudeln.

Ich will hier nicht bleiben. Hier habe ich nichts, keine Schule, keine Freunde. Ich denke: „Lieber sterben oder zurück nach Libyen.“ Bin einsam. Immer wenn ich meinem Vater Fragen stelle, wird er wütend. Er sagt: „Ich erzähle dir nichts, nicht von deiner Mutter, nicht von Geschwistern, nichts aus der Vergangenheit.“ Ich hatte so viele Fragen, aber alle blieben unbeantwortet. Das Einzige, das er sagte: „Deine Mutter wollte dich nicht. Sie ist eine schlechte Frau.“

Nach zwei Jahren werden wir aus dem Camp in Italien vertrieben. Dänemark. Wieder ein Flüchtlingscamp. Nach einer Woche wache ich morgens auf. Das Bett neben mir: leer. Kein Zettel, nichts. Scheiße. Was tun? Mein Vater ist einfach verschwunden. Die Leute in Dänemark helfen mir. Ich gehe dort zur Schule, lerne gut dänisch zu sprechen und finde Freundinnen.

Eines Tages dann der Schreck: ein Brief. Darin steht, ich soll nach Italien zurück. Dort haben sie meinen Fingerabdruck als Erstes genommen. Es war schlimm für mich. Über Umwege bin ich dann in Norddeutschland gelandet. Ich lebe seit eineinhalb Jahren nun hier.

Die Leute sind nett und als Frau kann ich hier alles machen: arbeiten, Ausbildung und die Jungs hier – die sind richtig toll. Vor kurzem war ich mit Alex zusammen. Gemeinsam waren wir im Kino, auf Partys. Nun hat er Schluss mit mir gemacht. Ich glaube, er hat Angst bekommen, nachdem ich ihm erzählte, dass man in Libyen den Eltern der Braut Kühe anbieten müsse, um sie heiraten zu dürfen.

Seit zwei Monaten wohne ich in einer eigenen Wohnung. Die Schule macht mir Spaß. Von dem Mann, mit dem ich nach Europa kam, meinem Vater, habe ich nie wieder etwas gehört.

Mein Leben als Haram-Baby – Meena erzählt ihre Geschichte

Mein Name ist Meena. Meine Flucht nach Europa war nicht geplant. Als ich mich auf den Weg machte, wusste ich nicht mal, dass die Welt so groß ist.

Ich bin 18 Jahre alt. Mit 15 musste ich meine Heimat Somalia verlassen. Zurück blieben meine Mutter und meine zwei jüngeren Schwestern. Meinen Vater kenne ich nicht. Er war aus Indien und als Gastarbeiter in meiner Heimatstadt Buulobarde in Zentralsomalia. Meine Eltern waren nicht verheiratet. Darum schimpften sie mich in meiner Heimat Haram-Baby. Haram: Das bedeutet verflucht, verboten.

In Somalia zählt vor allem, zu welcher Familie du gehörst. Alle fragen: „Wer ist dein Vater? Wer ist dein Großvater? Was sind deine Wurzeln?“ Das bestimmt dein Leben: Heirat, Arbeit, Chancen. Alle sagten zu mir: „Deine Hautfarbe ist heller. Du bist nicht somalisch. Du bist nichts, eine Schande für die Familie.“ Mehrmals wollte die Familie meiner Mutter mich töten. Als ich acht Jahre alt war, zwang mich mein Onkel Benzin zu trinken. Er drohte mich zu erschlagen, wenn ich es nicht täte.



Und so trank ich. Anschließend war ich tagelang bewusstlos. Meine Mutter hatte Angst, ich würde nie wieder aufwachen. Doch ich bin wieder aufgewacht.

Als ich 15 war, wollte mich ein Milizionär der Al-Shaabaab-Gruppe zur Frau nehmen. Er war viel älter als ich. Aber das Alter ist denen egal. Die Gruppe hat Macht. Sie kommen, vergewaltigen, töten und verschwinden dann wieder. Von Beginn an wusste ich: Ich will den Milizionär nicht heiraten, kein Leben im Krieg, im Kampf führen und natürlich würde er Kinder von mir wollen. Ich wollte weiter zur Schule gehen und bei meiner Mutter und meinen Schwestern bleiben. Doch wie sollte ich mich dagegen wehren? Ohne Vater, ohne Bruder, ohne männlichen Verwandten. Die Stimme meiner Mutter hatte kein Gewicht. In Somalia können Frauen nicht nein sagen.

Mir wurde klar: „Ich muss weg hier, wenn ich leben möchte.“ Der Zufall ergab, dass eine Frau aus meiner Stadt nach Äthiopien zog. Sie war reich, besaß ein Haus in der Stadt Addis Abeba.

Meine Mutter schickte mich mit dieser Frau nach Äthiopien. Ich arbeitete im Haus: sehr früh aufstehen, putzen, schrubben, kochen, auf die Kinder aufpassen. Die Arbeit war hart, aber ich verdiente auch ein bisschen Geld und vor allem: Ich fühlte mich sicher.

Nach einem halben Jahr schickte mich die Frau mit den Worten weg: „Ich habe ein Visum für Europa erhalten und fliege in den kommenden Tagen mit meiner Familie dorthin.“

„Wohin soll ich gehen?“

In meiner Not fragte ich einen somalischen Händler nach Hilfe. Er stellte mich einigen Männern aus Somalia vor, die auf dem Weg nach Europa waren.

Szenenwechsel – libysche Wüste

Es ist heiß. Jeden Tag dasselbe: Die Sonne geht auf, brennt, die Sonne geht wieder unter. Nichts passiert. Unsere Fluchtführer behandeln uns wie Dreck. Die Gruppe schrumpft: Verhungern, Verdursten, Sterben. Die Leichen werden weggekartt. Wohin, weiß ich nicht.

Einmal fuhren der libysche Fluchtführer und ein Freund von ihm mit mir und einem anderen somalischen Mädchen mit dem Jeep in die Wüste. Ich habe große Angst. Bete. Er stoppt das Auto und schreit uns an, wir sollen aussteigen. Niemand ist da, außer den Männern und wir zwei Mädchen. Er will Sex mit mir. Er brüllt, zieht an meinen Haaren, zerreißt meine Klamotten. Ich schreie, wehre mich. Was er nicht weiß: Ich bin beschnitten, wie fast alle Mädchen und Frauen in Somalia. Er kann keinen Sex mit mir haben, niemand kann einfach so Sex mit mir haben. Er schlägt mich, aber meine Ehre kann er mir nicht nehmen. Mein Körper ist übersät mit blauen Flecken und Wunden. Ich kann zwei Tage nicht laufen, nicht richtig sitzen und liegen. Aber ich habe auch Glück: Mein Gesicht unverletzt. Mein Wille ist stark, ich möchte weiter.

Flucht mit dem Boot nach Italien. Erschöpft laufe ich den anderen Flüchtenden hinterher.

Szenenwechsel – Mailand



In Mailand schlafe ich auf einer Straße in Bahnhofsnähe. Menschen aus vielen verschiedenen Ländern sind hier: Sie betteln und wühlen nach Essbarem in Mülltonnen. Niemand hat mehr Geld. Täglich kommt ein Mann aus Somalia und bringt uns Essen und Kleidung. Er lebt schon seit Jahren in Italien. Er unterstützt mich besonders, weil ich „noch so jung bin“, sagt er. „Geh nach Deutschland, dort kannst du zur Schule gehen“, sagt er und kauft mir ein Zugticket nach Hamburg. Er war der einzige Mensch auf meiner Flucht, der mich unterstützt hat.

Hamburg

In Hamburg lande ich in der Notunterkunft – nur Mädchen und Frauen. Ich gehe durch die Stadt und bin überrascht über die vielen alten Gebäude, die schönen Kirchen. Alles ist so sauber. In Europa ist das Alte gut, in Somalia nur das Neue.

Ich habe nie damit gerechnet einmal anzukommen. Andere haben mir gesagt: Geh weiter. Europa ist gut. In Italien haben sie mir gesagt: „Geh weiter in den Norden, dort ist es besser für dich.“ Jetzt lebe ich hier seit zwei Jahren, in einer ganz anderen Welt, in der ich mich doch so wohl fühle. Ich gehe in die Schule, lerne, tanze Hip-Hop in einer Gruppe junger Frauen, gehe schwimmen. Wenn ich mit der Schule fertig bin, möchte ich Krankenpflegerin werden. Oder Zahnärztin.

Vorher kommt noch eine große Hürde: mein Asylinterview.

Ich bin nervös, habe Angst wieder zurück nach Somalia zu müssen – eine schreckliche Vorstellung.

„Ich fühle mich so verlassen“ – Aishe erzählt aus ihrem Leben

Isabel Schindele führt ein:

Die Wohnung von Aishe liegt im siebten Stock eines Hochhauses. Die Namen der Klingelschilder zeigen: Hier leben fast ausschließlich Menschen mit Migrationsbiographie. Aishe öffnet uns die Tür. Auf ihrem Arm hält sie ihren kleinen Sohn Mohamed, der uns mit großen und freundlichen Augen anblickt. Sie ist eine junge Frau aus Syrien, schlank, modisch gekleidet. Da wir unter uns sind, trägt sie kein Kopftuch. Sie wirkt müde. Ihr Gesicht ist fahl. Aishe hat Essen vorbereitet: Kartoffeln mit Rindfleisch, Kichererbsen, Reis. Kaffee und Wasser.

Wir sprechen. Über Gott. Über die Welt. Über ihr Leben hier. Über ihr früheres Leben in Syrien. Wir sprechen über ihren Ex-Mann und über ihren neuen Mann. Und wir diskutieren über Merkel und eine Obergrenze für Geflüchtete, die sie sich vorstellt.

Aishe erzählt:

Bauchweh. Jeden Tag Bauchweh. Ständig erreichen mich Briefe: Jobcenter, Ausländerbehörde, Kinderarzt. Immer Termine, vorsprechen. Ich verstehe nicht, was sie wollen. Ich kann kein Deutsch und sie können kein Arabisch. Ich gehe hin, sitze dort und schweige. Manchmal glaube ich, sie wollen mich bloß ärgern. Sie glauben, ich wolle Deutschland ausnehmen, dabei möchte ich doch nur



überleben. Zurück nach Syrien kann ich nicht. Mein Onkel, mein Bruder, meine Tante...alle tot. Durch Bomben und Raketen. Wer sie warf, wissen wir oft nicht genau. Russen, Assad, USA, Freie Syrische Armee, Daesh – eigentlich ist es auch egal. Was zählt, ist, dass sie nicht mehr da sind.

Ich bin 28. Seit zwei Jahren bin ich in Deutschland, seit 18 Monaten lebe ich hier in Münster in einer Zweizimmerwohnung, mit meinem Sohn Mohamed und Lujin, meiner Tochter. Mohamed ist in Deutschland geboren, Lujin noch in Damaskus. Nächstes Jahr wird sie eingeschult. Oft kommt mein jüngerer Bruder vorbei. Er lebt noch im Flüchtlingsheim, nicht weit weg. Eine große Hilfe ist er mir nicht. Ich weiß nicht, was ihm auf seiner Flucht passiert ist, aber er verhält sich komisch. Manchmal sitzt er stundenlang auf dem Küchenboden und starrt vor sich hin. Wenn ich ihn dann anspreche, reagiert er nicht auf mich. Der Krieg lässt ihn nicht los.

In Damaskus führte ich das normale Leben einer jungen syrischen Frau aus der Hauptstadt. Ich arbeitete als Buchhalterin, mit 21 heiratete ich einen Mann, den meine Eltern gut fanden. Nach der Hochzeit zog ich zu seiner Familie; wir lebten zu zehnt in einem kleinen Haus. Die Ehe wurde schwierig – Kälte zwischen uns. Das besserte sich auch nicht, als Lujin auf die Welt kam. Viele unserer Bekannten und Freunde haben damals das Land verlassen. Wir gingen nach Kairo – vorübergehend dachten wir und kamen bei einer Bekannten meines Vaters unter. Doch der Krieg dauerte an und es wurde für uns Syrer und Syrerinnen immer schwieriger in Ägypten. Ich verlor meine Arbeit in der Buchhandlung. Ein bisschen Geld hatte ich angespart. Ich kratzte alles zusammen, um nach Deutschland zu kommen. 7.000 € wollten die Schlepper haben. Der Ägypterin, bei der wir lebten, schulde ich noch immer Geld. Knapp 3000 €.

Boot – Auto. Alles organisiert durch Schlepper

Die Wege von mir und meinem Mann trennten sich in Deutschland. In Münster kam ich mit meiner Tochter in einem Flüchtlingsheim unter. Wir hatten eine Einzimmerwohnung mit Kochnische. In dem Haus waren viele Menschen untergebracht: Äthiopier, Afghanen, Libyer, Somalier, Syrer, Iraner. Ständig gab es Streit. Die Männer tranken viel. Frauen und Familien lebten kaum in der Unterkunft.

Ein Libanese, der schon lange in Deutschland lebt, unterstützte mich in den ersten Monaten: Er übersetzte, begleitete mich zum Arzt, half mir bei meiner Post, schloss einen Handy-Vertrag für mich ab. Ich war dankbar für seine Hilfe, aber fühlte mich andererseits von ihm auch bedrängt. Als ich ihn kürzlich nochmals um einen Gefallen bat, nahm unsere Beziehung eine schreckliche Wendung: „Du brauchst einen Mann, der dich beschützt. Heirate mich.“, sagt er zu mir. Als ich ablehnte, bedrängte er mich, sperrte mich in sein Auto ein. Ich habe geschrien, ihn beschimpft, meinen Ellbogen in seinen Brustkorb gerammt. Erst dann ließ er von mir ab.

Ich war danach fix und fertig. Und enttäuscht. Ich fliehe vor Krieg, der mein Leben bedroht, und lande hier, wo Männer meinen Körper bedrohen und meine Schutzlosigkeit ausnutzen. Ich wollte mich umbringen, schluckte Schlaf- und Magentabletten. Mein Bruder fand mich in der Wohnung und rief die Nachbarn. Man brachte mich für ein paar Tage in die Psychiatrie. Ein arabischer Arzt sprach mit mir über meine Situation. Es tat gut.



Jetzt bin ich wieder allein. Ich sehne mich nach Liebe, ich sehne mich nach dem Vater von Mohamed, der immer noch in einem irakischen Flüchtlingslager lebt. Er ist auch Syrer und ich habe ihn übers Internet kennengelernt und ihn dort im Lager für ein paar Wochen besucht und auch geheiratet. Aber er darf nicht nach Deutschland einreisen.

Ich habe keine Hoffnung mehr, keine Kraft. Ich schaffe es nicht zum Deutschkurs, obwohl dies ein Anfang sein könnte. Ich nehme immer mehr ab, meine Augenringe kann ich nicht mehr überschminken. Ich war mal richtig schön und jetzt? Ich kann mich kaum noch im Spiegel anschauen und blicke nur in eine Leere. Für meine Kinder probiere ich nach vorne zu blicken, aber mein Herz fühlt sich tot an. Mein Leben ist ein täglicher Kampf. Hätte ich keine Kinder, wäre ich schon längst nicht mehr. Häufig denke ich daran, nach Syrien zurückzugehen. Aber niemand ist mehr dort. Mein Vater und Bruder sind im Libanon, meine Mutter tot. Nur meine eine Schwester und ihr Mann leben noch in der Nähe von Damaskus. Seit Tagen probiere ich sie zu erreichen, aber auf der anderen Leitung antwortet mir niemand.

Isabel Schindele:

Aishe hat inzwischen einen Deutschkurs begonnen, den sie täglich besucht. Ihre Tochter Lujin spricht inzwischen fließend deutsch. Ihr Mann, der im Irak lebt, wird vermutlich so schnell nicht zu ihr kommen können.